

In alten Zeitungen für Sie gelesen ... Norden: S - V.

Schimpach

Ardennerzeitung 5. April 1888

Schimpach. - Ein Eisenbahnwagen mit Steinen lief von hier bis Winseler wo er stehen blieb.

Ardennerzeitung 12. September 1891

Schimpach. - Vor einigen Tagen wurde eine aus Belgien kommende Frau am hiesigen Zollbureau angehalten, da sie durch ihren Umfang an gewisser Stelle auffiel. Unter weiblichem Beistande, welcher von Seiten der allzu besorgten Zollbeamten herbeigeholt worden war, wurde die Frau glücklich von 2 Puppen entbunden. Nach Erlegung einer nicht unbedeutenden Geldbusse konnte die Person ihre Reise sogleich fortsetzen.

Ardennerzeitung 27. Juli 1892

Schimpach. - Vor einigen Tagen stieß dem Tagelöhner Paul Hansen von hier eine Kuh der Dame Witwe Servais mit dem Horne ins Auge. Jetzt kommt die traurige Kunde, dass das Auge verloren ist.

Ardennerzeitung 23. März 1893

Schimpach. - ... Bei einer Versteigerung vor einigen Tagen fiel der Fussboden eines Zimmers ein und alle Anwesenden stürzten mit. Ein Mann aus Nörtringen erlitt eine Verletzung am Kopf, mit den anderen ging es noch gut ab. Die Familie Fank von hier, welche dies Versteigerung abhalten ließ, ist nach Amerika verzogen. --- Bei der Demolierung der alten Oberwampacher Mühle wurde eine „Tak“ in noch gut erhaltenem Zustande gefunden mit der Inschrift: Dominus mihi adjutor 1595. Das eigenartige Wappen ist von einer Krone überragt und wird von zwei Löwen getragen. Er selbst besteht aus kleinen Vierecken, welche mit allerlei Verzierungen und Zeichen versehen sind. Die Feuerplatte ist jetzt fast 300 Jahre alt. Bei Maurermeister Schneider in Schimpach kann man die Tak besichtigen.

Rappell 3-1995

Schëmpech

Schëmpech an Nidderwampech leie sou no beieneen, datt déi 2 Uertschaften natirlech och datselwecht hu missen duerchstoen. Wat also bei Nidderwampech gesot gouf, gëlt gréisstendeels och fir Schëmpech.

An den Eisebunnstunneln tëschent Schëmpech a Schleef haten d'Preisen eng wonnerbar Stopp fonnt. Hei si ganz Truppeneeler ënnerkomm. An Eisebunnswaggon'en haten d'Offizéier hiirt Hauptquartéier ageriicht an hu vun do aus d'Operatiounen op der Héicht geleed. Et gouf esouguer erzielt, den SS-Generol Sepp Dietrich hätt sech eng Zäitlaang do opgehalen. Tëschent dem 11. an 13. Januar huet sech den amerikanesche Rénk am Südoste vu Baaschtnech ëmmer méi zou ezunn, an d'preisesch Elitendvisiounen hu sech duerch d'Bëscher no Schëmpech an Nidderwampech duerchgeschloen an hu versicht, virun allem hiirt schwéiert Krichsmaterial ze retten.

Eleng de 14. Januar hun d'Amerikaner an dëser Géigend 3 450 Gefaangener gemaach. Dënstes, de 16. Januar, récken d'Amerikaner a Schëmpech an, mä bis zum Samschdeg, 20. Januar, sin déi lescht Haiser vum Duerf nach ëmmer vu Preise besat gewiescht. Dat hun d'Propriétaires eréischt festgestallt, wéi se rëm wollten an hir Haiser. D'Preise konnte si nët hannescht an d'amerikanesch Ligne goë loossen, well soss hir Presenz verrode gewiescht wir; dofir hu se d'Leit no Déierbech gedriwwen, wou fir si erëm op eneits d'Kellerliewen ugaang as.

Zu Déierbech wor d'Diphtherie ausgebrach, an dat jongt Anna Kremer vu Schëmpech as hir do zum Affer gefall. Eréischt eng Woch no der Liberatioun konnt si op Esch an e Spidol bruecht gin, wou se kurz derno gestuerwen as. Eng weider Victime vun der Rundstedtoffensiv wor den Thines Guillaume (26 J). De Schlessen Camille as an der Wehrmacht gefall an d'Kremer Anne Irme as nët aus dem Kriegshilfsdienst erëmmkomm.

Tageblatt 28. November 1949 (Auszug)

j.s. Schimpach. Ein jäher Schlaganfall setzte dem Leben unseres sympathischen Bahnhofsvorstehers Jules Kimmes, ein unerwartetes Ende. Am letzten Montag erlag er, nach einem arbeitsamen Leben, im Alter von 57 Jahren. ... In dem verstorbenen verliert die Eisenbahnverwaltung einen musterhaften Beamten mit hervorragenden Charaktereigenschaften, welche die zahlreichen Reisenden, mit welchen er dienstlich zu tun hatte, andauernd wahrnehmen konnten...

Schlindermanderscheid

Luxemburger Wort 21. April 1945

Schlindermanderscheid. Fleissige Arbeiter sind daran manche Kriegswunde auszuheilen und die dankbaren Dorfbewohner wissen ihre harte Arbeit zu schätzen. Die Wasserleitung ist noch trocken. Die Felder werden geebnet und warten auf das versprochene Saatgut. Die Dörfler können selber manche Kriegswunde ausheilen, wenn das Material zum Wiederaufbau Nachschub hätte und wenn der Privatinitiative nicht von autoritärer Stelle so viele Hindernisse in den Weg gelegt würden. Die Empörung und Mutlosigkeit wächst.

Selscheid

Ardennerzeitung 15. August 1889

Selscheid. - Seit gestern halten sich eine Schaar Störche in der Nähe unserer Ortschaft auf. Die kommen wahrscheinlich wegen der schlechten Witterung nicht mehr weiter. Ein trefflicher Waidmann benutzte die Gelegenheit und blies einem der Riesenvögel mit seinem Rohr ein paar Schrotkörner so hart in den Leib, dass er das Weiterfliegen vergaß. Es ist ein prachtvolles Exemplar, ein sogenannter Ciconia alba; er ist über einen Meter hoch und wiegt 4 Kilogr.

Ardennerzeitung I. 24. Februar 1863

Selscheid. – Heute um ein Uhr Nachmittag brach hier ein Feuer aus das in anderthalber Stunde zwei Häuser in Asche legte. Trotz großer Windstille prasselte am Giebel des Daches einer armen Witwe plötzlich Feuer ... Heinrich Schütz hieb mit einem nassen Leinentuch ein und wehrte so dem weiteren Umsichgreifen des Feuers.

1874 22. April. - In Surré brach ein Feuer in einer Brennerei aus. Diese, sowie Wohnung, Scheune und Stallungen und sämtliche Gebäude eine Witwe verbrannten. Alles war mit Stroh gedeckt. Die Einwohner aus Harlingen leisteten tatkräftige Hilfe und sie konnten ein größeres Ausmaß des Feuers verhindern.

Stockem (Clerf)

Tageblatt 1. Juli 1947

Stockem (Clerf). Auf der etwas abschüssigen Straße nach Asselborn-Demeschbach hin kam an einem der vergangenen Wochentage ein Landwirt aus hiesiger Ortschaft derart heftig zu Fall, daß er sich neben einigen gräßlichen Schnittwunden an Händen und Gesicht eine Gehirnerschütterung zuzog.

Stolzemburg

Was die Luxemburger Erde an Schätzen barg und hergab

Das Kupferwerk von Stolzemburg

Drei Stätten von metallischen Erzadern im Ösling wurden wiederholt in Arbeit genommen. Am bekanntesten dürfte sich die Kupfergewinnung in Stolzemburg an der Our anlassen.

In der Klangbach bei Stolzemburg, weniger auffällig in der nahen Ameschterbach und im Redigerbusch, alles bei Stolzemburg, treten dünne Kupfererzadern zu Tage. Nicht umsonst heißt die Anhöhe zwischen den Adern Goldberg. Am Nordhang des Goldberges fanden die ersten bekannten Ausbeuter kleine Anhäufungen von Erdschutt, die auf alte Anlagen schließen lassen. 1862 stieß man auf eine alte Kupferschmelze und kupferhaltige Schlackenhalde in der Klangbach.

Die erste Konzession von Schürfrechten wurde am 24. Juli 1749 vom Territorialherrn, der königlich-kaiserlich-königlichen Regierung in Wien, dem Grundherrn von Stolzemburg, Baron von Heyden erteilt. Die mit ungenügender technischer und finanzieller Ausrüstung begonnene Erzgewinnung wurde schon 1755 aufgegeben. Eine zweite Konzession ging am 14. Juli 1764 an den Unternehmer Thylman Steyer aus Trier, der sich 1765 mit dem aus Broglio im Kanton Tessin zugewanderten Finanzgenie Antoine Pescatore zusammen tat; dieser übernahm von 1768 bis 1780 die Ausbeutung auf eigene Faust. Dann lag die Grube still, bis während der französischen Kaiserzeit die Kontinentalsperre alle die ausgedehnten Länder des Empire napoléonien zur Ausnützung auch der geringsten Möglichkeiten zur Erzgewinnung geradezu zwang.

Ein Bericht des Mineningenieurs Beaunier, zu lesen im Band XVI des Journal des Mines von 1804, S. 137, schätzt den Erzgehalt der Stolzemburger Förderungen auf 25 bis 28 Prozent Kupfer, welcher Prozentsatz außerordentlich rentabel war. Leider zerrann schon damals der Gewinn unter den Händen des Unternehmers. Der Leiter des Bergwerks Jakob Steyer, Sohn des Konzessionars, wurde abgefasst, als er 500 Pfund Kupfer außer Landes schaffen wollte, entgegen dem Ausfuhrverbot. Der Schmuggler wurde zur Zahlung einer Geldbuße von 80 Gulden (etwa 370 Goldfranken) verurteilt, die zur Wiedererlangung des beschlagnahmten Kupfers von dem Partner Antoine Pescatore gezahlt werden mussten. Pescatore fand sich übervorteilt und sagte sich von den Trierern Unternehmern los. Es stellte sich heraus, dass Stümper am Werk gewesen waren. Die vollflüssigen Wasseradern des Bergwerks waren ohne Ablauf geblieben und drohten fortwährend den Stollen zu ersaufen. „Wenn wir den Eimer hatten, fehlte das Seil dazu und vice versa“, erzählte Ferdinand Pescatore, Antoine's Sohn, dem Forstinspektor J. P. K. Koltz, laut Anmerkung bei Dominik Constantin München

in seinem Versuch einer Geschichte des Herzogtums Lützelburg herausgegeben von Martin Blum, mit §74 Beihilfe des J. P. K. Koltz, S. 49. Einer der Betriebsführer entwich mit der Gesellschaftskasse ins Ausland. Kein Wunder, dass der Betrieb zum Erliegen kam. Und doch schreibt Beaunier im Journal des Mines, dass das Stolzemburger Vorkommen „un trésor d'un prix inestimable“ war.

Unter französischem Regime übernahm ein gewisser Vanderbrück die Ausbeutung. 1798 hatten sich ausländische Ingenieure, die Gebrüder Guérin von Saint-Loo und Lille, um die Konzession bemüht. Mehrere Stollen und Schächte wurden gegraben, bis zu 20 Meter in den Berg hinein.

1818 übernahm die Regierung des Landes Luxemburg in eigener Regie die Erzgewinnung, und wieder versagte die Leitung, unter dem Mineningenieur Lachapelle; die neu gezogenen Stollen erreichten nicht einmal die mutmaßliche Ader. Das Wasser überflutete in gewissen Abständen die Arbeitsstätte. 1825 hörten die Arbeiten wieder auf.

Der Staat hatte Zehntausende von Gulden ins Unternehmen gesteckt, völlig ergebnislos. 1828 bewarb sich Cockerill um die Ausbeutungsgenehmigung. 1847 trat Antoine Pescatore, ein Nachkomme des ersten Mitkonzessionars wieder auf den Plan, verzichtete jedoch zum Besten der inzwischen gegründeten „Société belge Godin David & Cie“, auf sein Angebot.

1855 wurde gearbeitet: bei Pütscheid südlich der Klangschlucht wurde ein Schacht ins Gestein getrieben, der in 3 Meter Tiefe auf eine ergiebige Kupferader stieß. Nun wurde Schacht um Schacht gegraben; das Unternehmen erwies sich kurze Zeit hindurch als gewinnbringend. Doch standen 1860 einer Ausbeute im Wert von 2465 Fr. die Unkosten von 13256 Fr. gegenüber. 1864 lag das Unternehmen wieder still. 1876 war die Galerie verfallen.

Die Minenverwaltung drängte auf Zahlung der gesetzlichen Abgaben; die belgische Gesellschaft antwortete, bis jetzt habe sie 100000 Fr. in die Mine hineingesteckt, ohne einen Gewinn daraus zu ziehen.

Weitere Industrielle wagten sich an die Ausbeutung heran: Westhofen, Breyer usw. 1881 wollte die Société belge den Betrieb wieder aufnehmen, trotz der feindseligen Haltung der Ortseigentümer, die Entschädigungen über Entschädigungen beanspruchten. 1891 trat sie endgültig von ihrer Konzession zurück. Verschiedentlich, in den Jahren 1901, 1911 und 1938 setzte der Betrieb wieder ein. 1911 war es S. Bleichröder, ein Berliner Bankunternehmen, das sich mit der Kupfererzgewinnung abgab, allerdings wurde mehr prospektiert als gefördert. Mit dem Ausbruch des Krieges im August 1914 kamen die Förderungsarbeiten gänzlich zum Erliegen. Die Escher Firma Neu und Stauder wagte es 1938 ein letztes Mal, doch ersoffen die Stollen und 1943 war wieder Stillstand.

Im Zusammenhang gesehen, wirkten menschliche und technische Unzulänglichkeiten zusammen, um die Erschließung der an sich dünnen und sich verlierenden Kupferadern zu erschweren. Wie reichhaltig auch das Erz sein mochte, es waren ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, ehe die Ausbeutung möglich wurde. Das Wasser aus den Rissen und Spalten des Gebirges verhinderte tückisch eine auf lange Sicht berechnete Planung. Die Sache erscheint hoffnungslos, nach dem fachmännischen Gutachten des Geologen Dr. Michel Lucius (Les gites métallifères de l'Oesling, in der Revue technique Nr 4/1948) (Ucht 1959)

Surré

Surré 1725: In Surré verbrannten zwei Häuser.

1867 15. Januar. - Zwei mit Stroh gedeckte Häuser verbrannten in Syr. Keines der beiden war versichert.

Tadler

Revue 17-1955

TADLER oder Pfaffenthal contra Pfaffental.

Da haben wir es nun. Seit Jahrhunderten bildeten sich die Stadt-Luxemburger ein, als Einzige einen Vorort zu besitzen, der den romantischen Namen Pâfendall trägt. Kommen wir da heute Nachmittag in ein lüttes Oeslinger Dorf, das sich Tadler nennt, und das erste, was man uns voller Stolz sagt, lautet: „Mir hun awer och e Pâfendall“.

Oh wei, Hauptstadt, schäme dich! Achtzig Einwohner hat Tadler und du beherbergst deren über fünfundsechzigtausend und da will so ein Zwerg dir den Namen deines schönsten Vorortes streitig machen! Leider ist die Sache verbrieft und die Tadler behaupten dazu, ihr Pfaffental sei älter als das Luxemburger. Unter uns gesagt, die Tadler wussten Jahrzehnte lang nicht einmal mehr, dass die Schlucht unten an der Sauer, durch die sich der Weg zum eigentlichen Dorf hinaufwindet, Pfaffental heißt.

Die Preußen mussten erst das Dorf im vergangenen Krieg besetzen und ihnen an Hand von Karten nachweisen dass die Gegend bei der uralten Mühle den Namen trägt. Beruhige dich, mit dem Tadler Pfaffental ist sowieso nicht viel los. Es gibt dort keine winkligen Gassen, in denen es so angenehm duftet, es gibt kein Kopfsteinpflaster und statt der tiefgründigen Alzette fließt nur die Sauer dort vorbei, nur eine elende Holzbrücke verbindet das Dorf mit der Hauptstraße und es fehlt vor allem der weitgespannte Steinbogen, auf dessen Mauer am Abend die waschechten Pfaffenthaler die Beine herunterbaumeln lassen, verächtlich in großem Bogen ins Wasser spucken und auf die Sorgen und die Welt pfeifen.

Den Tadlern fehlt es besonders an der deftigen Sprache mit den Fachausdrücken, in der es sich so wunderbar fluchen lässt und in der es von langgezogenen a, ei, o, und au nur so wimmelt.

Ein roter Faden zieht sich dennoch zwischen dem Tadler Pfaffental und der Vorstadt. Seit einem halben Jahrhundert hatte sich zur

Kirmes am Pfingstfest kein einziger Kirmesbudenbesitzer in das Dörfchen gewagt, seit die Alte aus Stolzemburg, die ihre Wunderdinge auf einem Handwägelchen herbeischaffte, endgültig das Welttheater verlassen hat. Im vergangenen Jahr fuhr dann ein Lastwagen an und vor den Augen der erstaunten Tadler baute ein Mann eine Schiessbude, eine Zuckerwarenbude und eine Schaukel auf. Der Besitzer all dieser Herrlichkeiten nun hat sein Hauptquartier im Luxemburger Pfaffenthal. Es muss ihm derart gut gefallen haben, sonst hätte er nicht jetzt schon bei den weisen Gemeindevätern nachgefragt, ob er dieses Jahr wieder die Landschaft mit seinem Besuch beehren dürfe.

Außer an den Kirmestagen und den gewöhnlichen Festen, scheinen die Tadler recht gemässigt zu leben, ja, sie gönnen sich nur einen einzigen Gastwirt und dem bedauernswerten Manne lassen sie nicht einmal so viel zukommen, als dass er vom Durst seiner Mitmenschen leben könnte. So zieht der denn mit zweien seiner Dorfgenosse täglich zur Arbeit in die Colmarer Gummifabrik hinunter. Am Sonntag höchstens klopfen die Alten in der rauchigen Wirtsstube während einigen Stunden die Karten. Die Jungen ließen sich wohl kaum dort blicken, wenn nicht der Wirt etliche ersprießliche Töchterchen hätte, die von Zeit zu Zeit wieder im Elternhaus auftauchen.

Wir schlendern die Dorfstraße hinunter. Eine erste Bekanntschaft machen wir mit einem der beiden Briefträger, die täglich die Post in das fast verlassene Dörfchen bringen. Gerne hätten wir den Boten im Bilde verewigt, wie er gerade einem Herrn ein Eingeschriebenes aushändigt, aber der Herr ist eben im Mittagsschläfchen gestört worden, so dass er sich mit den schlaftrunkenen Augen nicht auf die Seiten der Revue wagt.

Die Ereignisse überstürzen sich förmlich. Wir lernen zwei fette Gänse auf der Kirchentreppe kennen, die sich glücklich schätzen das vergangene Weihnachtsfest überlebt zu haben. Dirkesen Aloyse pumpt goldbraunen Saft aus der Zisterne in ein dickbäuchiges, berädertes Fass. Alle Arbeit in Ehren, aber mit dem Herrn lassen wir uns nicht in ein langes Gespräch ein. Wir wenden uns vielmehr an den pausbäckigen, von Gesundheit strotzenden Tadler, der sich da vorne an der Giebelmauer sonnt. Die richtige Adresse ist gefunden.

Der Vater des Herrn ist Häuptling aller Tadler. Gemeinderatsmitglied (seit 46 Jahren) und Schöffe (seit mehr als 30 Jahren). In der geistlichen Stube, nahe am trauten Kolonnenofen, finden wir die ganze Familie versammelt, den Schöffen Jang Schütz, seine Frau, seinen Sohn und seine Schwägerin sowie Marietti, die Enkelin. Die Frauen falten Betttücher und der alte Herr liest in der Zeitung. Gerne erzählt er uns über sein Heimatdorf. Kaum sind wir recht ins Gespräch gekommen, da öffnet sich die Tür und in die Stube tritt der Herr, der sich eben nicht mit dem Briefträger abknipsen lassen wollte, und stellt sich als Lehrer Jean Bohler vor, der aber nur vorübergehend im Dorfe weilt, da er sonst an der Universität Heidelberg sich auf den schweren aber verdienstvollen Beruf eines Taubstummenlehrers vorbereitet.

Der Name Tadler soll sich von Tedder ableiten, einem Abt der Echternacher Abtei, zu dessen Besitztum das Dorf früher gehörte. Der Überlieferung nach, soll sogar der heilige Willibrord im Dorfe durchgekommen sein und den Brunnen draußen am Giebel gesegnet haben. Seitdem aber schreibt man dem Wasser Heilkräfte gegen das Nesselfieber zu. Sicher ist es, dass der Willibrord-Brunnen selbst in sehr trockenen Jahren niemals versiegte, und das ganze Dorf mit Wasser versorgte, wenn alle übrigen Dorfbrunnen kein Wasser mehr führten. Zu Ehren des großen Luxemburger Heiligen zieht am Pfingstmontag eine Prozession durchs Dorf und verweilt am Brunnen und an der Hauskapelle, die Vater Schiltz vor Jahren errichten ließ.

Die heutige Pfarrkirche steht an der Stelle, an welcher die erste Kapelle zu Ehren des hlg. Willibrord gebaut war und die 1907 wegen Einsturzgefahr abgetragen wurde. Vor fünfzig Jahren noch war die Zahl der Einwohner wenigstens doppelt so groß als in der heutigen Zeit, es gab auch wenigstens doppelt so viele Häuser auf den Tadler Koppen. Im Pfaffenthal steht nur mehr ein einziges Gehöft, wogegen 1900 noch fünf oder sechs Häuser dort standen. Gar arg hatte das Auswandererfieber damals die Tadler Leute ergriffen, ganze Familien suchten und fanden zum Teil ihr Glück jenseits des Ozeans. Kaum wird es eine Tadler Familie geben, die nicht noch heute mit Verwandten jenseits des Atlantiks Beziehungen unterhalte.

Das Gespräch gleitet zu aktuelleren Fragen über, wobei Vater Schiltz die Stirn runzelt, als die Rede auf den Gemeindegeldbeutel kommt: „Platt we' e Sou“, meint er treuherzig. Warum sollte der Tadler Gemeindebeutel nicht leer sein, wenn alle Kassen es sind? „Mer hu me' Schold, ewe' de ganze Butek wert ass.“ Ach ja, da liegen die Rechnungen für die Instandsetzung der Pfarrkirche vor, es wurde auch eine Empore gebaut, damit die Sänger nicht mehr vorne an der Kommunionbank zu singen brauchen. Schade nur, dass es jetzt keinen Gesangsverein mehr gibt, wie ehemals den „Esleker Sängerbond“, der vom damaligen Lehrer gegründet worden war, der aber auch mit der Versetzung des Gründers bald wieder verschwand.

Der Anteil an der neuen Wasserleitung, die in diesem Augenblick gelegt wird, verschlingt eine Unmenge Geld. Nötig ist sie schon, die Wasserleitung -denn das Wasserholen am Willibrordusbrunnen und das Eimerschleppen in trockenen Perioden scheint doch nicht mehr modern. Zwar hatte das Dorf schon eine eigene Wasserleitung vor dem Kriege gebaut, heute genügt sie aber längst nicht mehr den Erfordernissen. Das zwei Kilometer entfernte Nachbardorf Ringel, das bis nun das Wasser nur aus den paar Brunnen bezog, wird gleichfalls angeschlossen werden. Mit den Gemeindegeldern hat Tadler eigentlich immer nur Pech gehabt. Sie ziehen sich über 18 Kilometer durch die Gefilde und der Unterhalt geschieht gänzlich auf Kosten der Gemeinde, nicht einmal ein Quadratmeter wurde als Staatsstraße anerkannt.

Wie gesagt, kann man Tadler als ein Dorf ansprechen, in dem nur Bauern wohnen, wenn man vom Herrn Pfarrer, der Lehrerin, dem Lehrer, dem Wirt und Krämer und dem einzigen Handwerker, dem Schmied, und den zwei Good Year-Arbeitern absieht. Die meisten Bauern bestellen ihre Äcker noch mit Pferden, zwar verwenden manche auch Traktoren, die sich in dem hügeligen Gelände nicht allzusehr bewähren. „Mer hu gemengt, wa mer ein Trakteur hätten, wire mer am Himmel, et ass awer nit wo'er“, bemerkt der Schöffe, „eise Buedem dâgt nit vill.“

Leider können die Tadler ihrem Lieblingssport, dem Fischen, nicht mehr huldigen und das ärgert sie heimlich, denn die Sauer fließt ihnen sozusagen vor dem Küchenfenster vorbei. „Mer duerfen emol nit me' an d'Wässer kucken“, bemerkte einer der Anwesenden. Die Pachtgesellschaft hält streng auf ihre Rechte. Nur der Lehrer besitzt einen Erlaubnisschein. Das waren noch Zeiten, als das Auge des Gesetzes nicht so genau hinsah, wenn einer der Anstösser sich zufällig einmal Abwechslung in der Kost verschaffen wollte! In der Apotheke kauften die Tadler sich damals irgendein Mittelchen, das man gleich am Wasser in Pfannkuchen hineinbuck und den Fischen in kleinen Brocken nahe am Ufer ins Wasser warf. Mit den Händen ließen sich die

Tierchen dann greifen. „Kocheln“ nennen die Tadler den auf diese Weise betriebenen Fischfang.

In anerkannter Weise unterscheidet Tadler sich von fast allen Öslinger Dörfern. Diese Öslinger halten an der Tradition der kinderreichen Familie fest und wir finden hier kaum einen Haushalt mit nicht wenigstens vier oder fünf Kindern. Die Schülerzahl schwankt zwischen zwanzig und fünfundzwanzig Kindern bei einer Gesamtbevölkerung von 80 bis 90 Personen. Gerne würden wir ein Bild von den Schulkindern mit ihrer Lehrerin bringen, leider haben sie gerade am Nachmittag unseres Besuches einen Schulausflug nach Heiderscheid-Grund unternommen. Eine noch nicht schulpflichtige Tadler Joffer setzt uns nicht wenig in Erstaunen. Sie zählt der Lenze eben zwei und verfügt über ein fabelhaftes Personengedächtnis, das soweit geht, dass sie auf den ersten Blick unsere Politiker erkennt. Großartig, nicht wahr! Wir andern bemühen uns schon seit Jahren darum und schmeißen doch noch alle in einen Topf und können oft nicht mehr schwarz von rosa oder rot von blau unterscheiden.

Vor der Tadler Joffer liegt die Januarnummer der Revue, mit der Enquête bei unsern Ministern und Fraktionspräsidenten. Die Mutter deutet der Reihe nach auf dieses oder jenes Bild hin und schnell und ganz richtig sagt Marietti: „Dât ass Beche Jos, de Bodsons Vik, de Bievesch Nik...“

Es wäre Unrecht jene Tadler stillschweigend zu übergehen, die im letzten Kriege vielen Luxemburgern das Leben gerettet haben, allen voran Jos. Kaiser, von der Mühle drunten. im Pfaffental. In der Französischen Revolution versteckten die Tadler ihren Pfarrer in einer Geheimkammer mit Falltür, über die sie nur einen Sack Getreide zu schütten brauchten, um den Eingang zu tarnen. Dieses Mal verbargen sie während Monaten und Jahren Dutzende von wehrpflichtigen Jungen, in den Bergen, in Häusern und Grotten, brachten ihnen nachts unter Lebensgefahr Nahrung und Kleidung, geleiteten sie immer wieder von Unterschlupf zu Versteck, wenn es in den vorherigen zu unsicher geworden war. Im Allgemeinen kommt es in Mode, jene Uneigennütigen zu vergessen - es sind seitdem ja schon mehr als zehn Jahre vergangen - und es sonnen sich wieder unigeniert jene von der andern Seite, nehmen sogar stolzen Hauptes an Denkmalseinweihungen für Erschossene und Gefallene teil und treiben mit der Erinnerung an tote und echte Luxemburger, ihre Geschäfte. Dies alles sicherlich aus Reue über Vergangenes. Sinistres farceurs! Leute aber, wie jener Tader Bauer, der sich heute siech durch die Tage schleppt, sind vergessen und wissen manchmal nicht ob sie morgen oder übermorgen noch Brot auf dem Tisch haben. Sie waren eben zu ehrlich, aus ihrer Heimatliebe Kapital zu schlagen. Schämen aber müssen sich jene, die damals aus der Gutmütigkeit und dem Patriotismus anderer Nutzen zogen und ihnen schlechthin ihr Leben verdanken. Paul Aschman

Tarchamps

1885 - Folklorismus in Luxemburg (Henri Klees) Almanach 1985

Im Jahre 1885 veranstaltete man in **Tarchamps** eine Rübenkirmes, wobei gehörig Rüben mit Schinken und Wurst aufgetischt wurden. Nachmittags gab es Concert und Kegelschieben mit Rüben. Abends theatralische Unterhaltung und bengalische Beleuchtung.

Ardennerzeitung 23. Oktober 1888

Tarchamps. - Vor einigen Tagen hat eine Kuh des Ackerers Fr. Koos zwei gesunde kräftige Kälber geworfen.

Ardennerzeitung 18. Juli 1893

Tarchamps. - Am heutigen Tage zeigte mir der in Tarchamps wohnende Eigenthümer Herr Thomas einen von seinem daselbst gelegenen Ackerfelde herrührenden Büschel Haferhalme, welche die enorme Länge von 1 Meter 20 Centimeter aufwiesen. Im Allgemeinen soll der Hafer auf hiesiger Flur schön stehen.

Ardennerzeitung 1902

Tarchamps 7. September 1902. - Mit dem Bau unserer neuen Kirche geht es ziemlich rasch vorwärts. Der Unternehmer Watgen aus Harlingen gedenkt dieselbe für nächsten Monat unter Dach und Fach zu bringen.

Ardenner Bauer 1922

Ischpelt 24. Juli 1922. - Ein Algerier, der ohne Ermächtigung den Hausierhandel ausübte, wurde von den Gendarmen in unserer Ortschaft erwischt. Nach Hinterlegung einer Bürgschaftsumme wurde er an die Grenze gebracht.

Luxemburger Wort 12. März 1945

Ischpelt, 12. März. Im Alter von 74 Jahren verschied hier der allseits geachtete Poncin Neckel, das älteste Mitglied unseres Cäcilienvereins. Das Kriegsgeschehen hatte ihm besonders arg mitgespielt. Beim Einmarsch der Preußen im Dezember war er mit andern Einwohnern von Haus und Hof verjagt worden, so daß sie 3 Tage und Nächte im Walde verbringen mußten. Ueber das zerstörte Donkols hinaus, führte der Kreuzweg sie dann nach Winseler, wo sie 5 Wochen verbrachten, bis der Weg in die Heimat wieder frei war. Inmitten der Trümmer seiner Heimstätte hat nun der Tod den strebsamen Mann gefällt. Sein Andenken wird in

Ehren fortbestehen.

Luxemburger Wort 5. Juni 1946

Ischpelt. - Der hiesige Unternehmer Perrard rannte auf dem Wege Winseler- Doncols mit seinem Personenwagen gegen einen Straßenbaum. Das Vehikel wurde schwer mitgenommen, während dem alleinigen Insassen, Herrn Perrard, zum Glück jedoch kein Leid geschah.

Tarchamps. - 25. Februar 1964. - Brand bei der Familie Wiltgen-Junker.

Tarchamps 3. Juli 1966. - Brand bei der Familie Agnes.

Ulflingen - Troisvierges

Luxemburger Sagen und Legenden – Edmond de la Fontaine – Dicks (1823 – 1891)

Gründung des Klosters von Ulflingen

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebte auf dem Schlosse zu Clerf ein adeliges Ehepaar, zu dessen vollständigem Glücke nur Nachkommenschaft fehlte. Endlich war die Hoffnung vorhanden, dass auch dieses so sehnlichst herbeigewünschte Ereignis einträfe, allein, nach menschlicher Ansicht, stand die zukünftige Mutter in Gefahr, durch qualvollen Tod ihrem Kinde ein zweifelhaftes Leben zu schenken. In dieser trostlosen Lage wandte sich der Herr von Clerf an den Himmel, und gelobte, Gott zu Ehren ein Kloster zu gründen, wenn seine heißgeliebte Gattin bösem Schicksale nicht zum Opfer fiel. Und wunderbarer Weise genas in demselben Augenblicke die Dame von Clerf ohne Unfall eines gesunden Knäbleins. Die Ausführung des Gelübdes wurde Franziskanermönchen anvertraut. Diese wählten zu ihrer neuen Niederlassung das Dorf Ulflingen, wo eine stark besuchte Wallfahrtskapelle bestand, in welcher die drei Jungfrauen Fides, Spes und Charitas – als Ersatz, wie man glaubt, für die drei römischen Parzen oder die drei deutschen Nornen – seit undenklichen Zeiten große Verehrung genossen.

Einiges über Ulflingen

Hat auch Ulflingen – französisch: Troisvierges, luxemburgisch: Elwen - augenblicklich nicht mehr seine einstige Bedeutung als Eisenbahnerortschaft, so spielt es doch als Geschäftszentrum eine Rolle und hat sich zum Touristenort entwickelt. Denn es hat u.a. Camping und Schwimmanlagen, und man kann auf gutausgerichteten Wanderpfaden zum mit 559 m höchsten Punkt des Landes, zum „Burgplaz“ in Huldigen gelangen, oder zur „Pafemillen“, dem Kloster Fünfbrunnen, Cinqfontaines, in dem während der Nazizeit ein Sammellager für die in Luxemburg lebenden Juden eingerichtet war, Zwischenstation bis zu ihrer Vernichtung in den Gaskammern des Ostens.

Was nun den französischen Namen Troisvierges betrifft, so deutet er auf die Legende von den drei Jungfrauen Fides, Spes und Caritas hin, von denen drei Holzstatuen in einem Wäldchen. „Helgerhard“ genannt, sollen gefunden worden sein. Die Statuen gibt es noch heute, doch sind sie nicht mit denen identisch, die in der Kirche sind, sondern sie werden unter Verschluss gehalten. Die Legende entstand aus dem Nornenkult der sogenannten Heidenzeit der Schicksalsgöttinnen Klotho, Lachesis und Atropos, die man als Elfen bezeichnen könnte, was den Namen Elwen erklären würde. Ulflingen wurde ursprünglich Wulflingen genannt, da es dort in der Gegend viele Wölfe gegeben haben soll. Übrigens ist auch der Name der Familie Ulveling in Verbindung damit zu bringen, da man für Ulflingen im 14. Jahrhundert auch Ulvelingen sagte.

Sind auch die drei Jungfrauenstatuen in der Kirche von geringer Bedeutung, so gibt es in dieser einst zu einem 1630 gebauten Kloster gehörenden Kirche doch bemerkenswerte Kunstschatze. Ein Inventar aus dem Jahre 1798 führt in der Kirche und im Kreuzgang vierzehn Stationsbilder und weitere 47 Bilder auf, nebst drei großen Altarbildern. Davon blieb manches erhalten, darunter auch die hierzulande einzigartigen Stationsbilder. Was erhalten blieb, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg restauriert. Erwähnt seien auch die alten Chorstühle, eine Uhr über dem monumentalen Eingang zum Chor, deren Bedeutung noch nicht geklärt zu sein scheint, und ein Altarbild aus der Rubensschule. Die Ulflinger Kirche verdient unbedingt, dass man sie sich ansieht.

Auch mit den beiden Weltkriegen ist Ulflingen verbunden. Für Luxemburg begann dort der Erste Weltkrieg, als am 1. August 1914 um 19.00 Uhr, zwei Stunden, nachdem der Kaiser die Mobilisierung des Heeres und der Flotte angeordnet hatte, fünf Fahrzeuge mit 25 Soldaten des in Trier stationierten 69. Infanterie-Regiments von der Grenze her zum Bahnhof gefahren kamen und ihn besetzten. Sie hatten es wohl auf den dort aufgestellten Telegrafen abgesehen. Aber sie demontierten auch auf einer Länge von 150 m die Eisenbahnschienen in Richtung Belgien. Luxemburgischen Eisenbahnern gelang es immerhin, Nachricht nach dem belgischen Bahnhof Gouvy zu geben. Auch zu einer patriotischen Kundgebung kam es. Denn eine von einem Begräbnis in Clerf zurückkommende Musikgesellschaft bemerkte die Deutschen und intonierte den „Feierwon“. In Trier aber schien man mittlerweile den Regiefehler bemerkt zu haben, denn gegen 21.00 Uhr kam von dort ein deutscher Meldewagen, der den Befehl zum Rückzug brachte. Die Gleise wurden natürlich nicht repariert, wohl aber machte man sich davon. Aber bald kamen fünf weitere Militärautos nach Ulflingen, da Deutschland am 3. August Frankreich den Krieg erklärte. Wenig später folgten dann größere Truppenverbände, und so wurde das ganze neutrale Land militärisch besetzt. Diesem Gangsterstreich folgte am 10. Mai 1940 ein weiterer. 19 Divisionen der 12. deutschen Armee überfielen das Land. Vier Jahre sollten die Deutschen nun hier wüten. Bis die Amerikaner kamen und sie über die Grenze zurückwarfen. Wohl wurde dann verzweifelt versucht, durch die folgende Ardennen-

Offensive wieder nach Westen zu dringen, aber am 24. Januar 1945 wurde Ulflingen befreit, nachdem die Flüchtenden noch drei Brücken, die Bahnanlagen, eine Mühle und zwei Hotels in die Luft gesprengt hatten. Im oberen Viertel der Ortschaft wurden vorgesehene Sprengungen von den Amerikanern vereitelt.

Ulflingen

Die deutsche Bezeichnung der nördlichsten größeren Ortschaft des Landes ist Ulflingen, die französische Troisvierges. Sie werden auf verschiedene Ursprünge zurückgeführt. So soll Ulflingen aus Wulflingen entstanden sein, weil es hier viele Wölfe gegeben habe. Andere meinen, die Bezeichnung gehe auf Ulf als Umlaut von Elf oder Alf zurück.

Zuverlässiger wird die französische Bezeichnung erklärt. Es wurden nämlich hier die drei germanischen Nornen, die griechisch-römischen Parzen, verehrt, und als dann unter Papst Gregor I. die heidnischen Kultstätten durch christliche ersetzt wurden, kam man auf die drei Märtyrerinnen Spes, Fides und Caritas, die nunmehr in der Ortschaft verehrt wurden, der sie ihren französischen Namen geben sollten. Es gibt in Ulflingen noch drei Holzstatuen dieser Märtyrerinnen, und die Sage will wissen, sie seien in einem Walde zur Binsfelder Seite hin gefunden worden, was aber nicht dokumentarisch belegt ist. Bis ins 14. Jahrhundert hinein war Ulflingen von der Markgrafschaft Arlon abhängig, doch seine Einkünfte wurden nacheinander an die von Burscheid, von Clerf, von Steinbach, von Enscheringen und Demarteau vergeben, so daß es oft mehrere Herren mit Rechten und Gerichtsbarkeit dort gab, von denen der Clerfer der wichtigste war.

In kirchlicher Hinsicht gehörte Ulflingen bis 1805, als es eine eigne Pfarrei wurde, zu Niederbesslingen. Da es aber eine bedeutende Wallfahrt zu den Drei Jungfrauen gab und Niederbesslingen nicht über genügend Geistliche verfügte, wurde der Graf von Clerf angeregt, Franziskaner mit der Kapelle, die seine Vorfahren in Ulflingen gebaut hatten, zu betreuen und ein Kloster zu errichten. Was 1630 geschah. Dem Kloster wurde 1658 eine Kirche angebaut, in der der Gründer und zwei seiner Nachfahren beigesetzt wurden.

Während der Französischen Revolution wurden die Gräber nach Clerf überführt. Das Kloster aber wurde versteigert, der Ersteigerer schenkte es 1809 der Pfarrei. Es blieb bis heute erhalten, von Franziskanerinnen als Haushaltungsschule betrieben. In der einschiffigen Kirche beeindruckt eine Kreuzigungsgruppe, der Hauptaltar mit einer Rubens-Kopie, die Beichtstühle und das Chorgestühl. Einen bedeutenden Aufschwung erlebte Ulflingen durch den Bau der Nordlinie der Eisenbahn. Und dann neuerdings durch den Tourismus, dem eine vorzügliche Infrastruktur geschaffen wurde. Einen touristischen Aufschwung nahm auch Weiswampach. Dort wurden zwei künstliche Seen zur Freizeitgestaltung angelegt und gibt es unzählige Wandermöglichkeiten in die Ardennen und in das Ourtal, sowie Unterkunftsmöglichkeiten. In der Kirche, die wie viele Häuser aus dem 17. Jahrhundert stammt, ist der Barockaltar sehenswert.

Der arme Teufel 21. Februar 1904

Ulflingen.

Lieber kleiner Teufel.

Im Kammerbericht erfuhr ich, daß die Linie Eitelbrück mit ihren vielen Tunnels vormals Geld gekostet habe. Nebst den Tunnels haben wir auch zahlreiche Brücken und Überführungen, man spricht von 52 Stück. In welchem Zustande dieselben gebaut sind, beweist, daß die neuen schweren Lokomotiven, welche die Reichseisenbahn vor einiger Zeit erhielt, nicht mehr unser nördliches Dorf berühren dürfen, wegen des schwachen Brückenbaues. Was nützen unsere Eisenbahnen, wenn sie nicht mehr zeitgemäß sind?

Andere Gegenden dürfen sich rühmen, ihre Fluren und Täler in rasender Schnelligkeit mit stolzen Kutschenpferden durchqueren zu lassen. Mit scheelen Augen müssen wir uns ruhig im alten Schlendrian mit einem alten Gaul in unseren Eisbergen getrösten!

Achtungsvoll

Ein Lohgerber

Trotten – Troine

Luxemburger Wort 20. Juni 1913

Trotten, 19. Juni. Vor einigen Tagen befanden sich in hiesiger Ortschaft mehrere jungen Mädchen von ca. 14 Jahren mit ihren Kühen bei den Hoffelder Waldungen auf der Weide. Der Arbeiter W. aus Dönningen trat an die Mädchen heran und machte sich denselben gegenüber unsittlicher Handlungen schuldig. Die Tochter W. welche er allein antraf, warf er zu Boden und wollte sie vergewaltigen. Auf das Hilfesgeschrei des Kindes ließ der Unmensch von seinem Opfer ab und verschwand im Walde. Vorgestern wurde der Mann von der Gendarmerie in Clerf abgefaßt und nach Diekirch ins Gefängnis transportiert.

Untereisenbach

Tageblatt 14. Februar 1946

Untereisenbach (Hosingen), Unser Dorf das während sieben Monaten den Nazihorden ausgeliefert und von der Bevölkerung verlassen war, glaubt sich seit einigen Tagen wieder in diese Zeit zurück versetzt. Sprengungen ganzer Haufen Munition, die aus ändern Gegenden per Auto wieder nach hier geschafft wird, lassen das Dorf erzittern. Diese Munition, die vor Monaten von hier nach Weiler durch die betreffen- den Sprengkommandos abtransportiert wurde, wird wieder, wir fragen uns warum, nach hier transportiert und tonnenweise zur Explosion gebracht Faustdicke Splitter fliegen ins Dorf, die 50 Quadratmeter Fensterscheiben, die wir in so großzügiger Weise hier eingesetzt bekamen, zerbrechen wieder zusehends, und die notdürftig geflickten Dächer erhalten wieder neue Löcher. Warum diese Sprengungen oft nur in einer Entfernung von kaum 500 Meter vom Dorf und sogar auf Gemeindewegen! Am Samstagmorgen erfolgte eine Explosion nahe der Staatsstraße ohne jegliche Absperrung und sogar bei Abwesenheit des betreffenden Sprengkommandos. Wie dies möglich war, bleibt uns ein Rätsel. Es wäre auf jeden Fall an den zuständigen Behörden, im Interesse und zur Sicherheit aller Einwohner von hier, zu intervenieren.

Unterschlinder

Luxemburger Wort 15. April 1921

Unterschlinder, 15. April. In einem Walde de Tierarztes Ries aus Diekirch brach Feuer aus. Eine Pflanzung 12jahnger Tannen wurde auf einer Fläche von 5 Hektar teilweise zerstört. Weitere Waldbrände werden aus Clerf in einem Walde des Ackerers Treis aus Heisborf und zwischen Winseler und Schleif gemeldet.

Vianden

Luxemburger Sagen und Legenden – Edmond de la Fontaine – Dicks (1823-1891)

Die drei Jungfrauen bei Vianden

Auf der linken Seite der Landstraße von Vianden nach Roodt sieht man, unweit der preußischen Grenze, in einer Felswand eine künstlich geformte leere Nische. Hier standen vor der französischen Revolution von 1789 die personifizierte Bildnisse der drei christlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe. Der Ort führt noch den Namen „Die drei Jungfrauen“, obgleich die Sansculotten gleich nach ihrem Erscheinen in Vianden dieses Bildwerk zerstörten. Seit dieser Zeit geht in der Nacht ein großer, schwarzer Hund bei den drei Jungfrauen um. Auch ereignete es sich einmal, dass ein beherzter Ourfischer hier gegen Mitternacht einen Stier antraf, der noch ein Stück Seil, mit welchem er angebunden gewesen, am Halse herunter hangen hatte. Der Fischer ging auf den Stier zu, gab ihm gute Worte, erfasste das Seil und leitete das Thier nach Vianden zu. Als er an der Stelle ankam, wo, ehe die Landstraße nach Roodt gebaut war, die sogenannte „Dreikreuzkapelle“ stand, wurde der Stier immer grösser und grösser, worauf sein Führer, ein Gespenst in dem Bullen wahrnehmend, denselben laufen ließ.

Dennewalds Geist

In dem der Familie Dennewald zu Vianden gehörigen Hause hielt sich ein räthselhafter Geist Jahre lang auf. Oft sahen ihn die Leute bald in dieser, bald in jener Gestalt, größtenteils aber blieb er unsichtbar. Elf Kinder hatte der sonst arglose Geist dem frommen Ehepaar dieses Hauses schon todt gewiegt, und das zwölfte konnte nur dadurch gerettet werden, dass es in einen unbewegbaren Schrein gelegt wurde. Doch die besorgten Eltern, immer Schlimmes ahnend, beschlossen, sich des Geistes wo möglich zu entledigen. Hierzu erboten sich zwei Kapuziner. Sie fasteten und beteten acht Tage lang ohne Unterlass, und am neunten war der Geist gezwungen, vor ihnen zu erscheinen und sich ergreifen zu lassen. Die beiden Paters setzten sich nun auf einen mit sechs Rappen bespannten Leiterwagen und fuhren den Abhang der „Defendelt“ hinauf, nach einen Moore zu. Kaum war es den starken Gäulen möglich ihre leicht scheinende Last fortzuschleppen, als das Fuhrwerk ungefähr in der Mitte der „Defendelt“ anlangte, wollten die sechs Rappen, die mittlerweile zu sechs Schimmeln geworden, nicht mehr vorwärts. „Das ist doch zu sonderbar“, meinte der Fuhrmann, ein Mann aus Bettel, „und ehe ich meine Pferde wieder antreibe, will ich wenigstens wissen, was ich so schwer geladen habe“. „Begehrt dieses nicht und seid nicht vorwitzig, guter Freund“, entgegneten die Kapuziner, „es möchte euch sonst gereuen“. Doch als der Fuhrmann fest auf seinem Willen bestand, öffnete einer der Mönche seinen Mantel; wilde Flammenflackerten darunter, und der Fuhrmann erschreck dermaßen, dass er eine Woche nachher verschied. Die Paters trugen den gebändigten Geist bis auf die Anhöhe und bannten ihn im Walde in das dortige Moor fest auf ewige Zeiten. Noch heute rauscht dort das Laub unheimlich, die höchsten Bäume biegen sich gewaltig, krachen, als ob der ganze Wald über den Haufen stürzen sollte, und ein großer scheckiger Hund läuft um das Moor herum.

Die weisse Frau zu Vianden

Der Weg von Vianden nach dem in hohem Ansehen stehenden Wallfahrtsorte „das Bildchen“, führt durch ein Wäldchen, „Poorbrettchen“ genannt. In diesem Wäldchen, rechts von der Chaussée, sieht man, mitten in einer kleinen Einfassung, einen Rosskastanienbau, der bei der Geburt des Königs von Rom, Sohn Napoleons I., gepflanzt ward. Das Volk gab dieser kleinen Anlage den Namen „Bonaparts-Gärtchen“, und dem daran stoßenden kleinen Wasserbehälter, den von „Bonaparts-Weiher“. Doch schon seit Jahrhunderten hatte dieser Ort die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, denn hier erscheint des Nachts als weisse Frau das unglückliche Fräulein von Falkenstein. Auch auf dem Ruppertsberge, jenseits der Our, zeigt sich um Mitternacht dasselbe Fräulein

und fährt, ebenfalls weiß gekleidet, in einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen blitzschnell den Abhang hinunter.

Bevor Napoleon I. am 14. Mai 1812 auf seinem Feldzug nach Russland in Bayreuth abstieg, hatte er von Aschaffenburg einen Kurier vorausgeschickt. Seine Instruktion lautete: Der Kaiser wolle keinesfalls jene Gemächer bewohnen, in denen nachts die Weiße Frau zu erscheinen pflege. Napoleons Furcht vor dem Hohenzollerngespenst war wohl begründet.

Von Jan von Flocken - Die Weiße Frau

Der Zauberer im Kloster zu Vianden

Nach Aufhebung des Trinitarierordens, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wurde in den Gebäulichkeiten des Klosters dieser Mönche zu Vianden, eine Wollenweberei eingerichtet. Ein, aus dieser Fabrik, wegen schlechter Aufführung weggeschickter Arbeiter, trieb sich eine lange Zeit herum, lernte die Kunst sich unsichtbar zu machen, und kam dann nach Vianden zurück, um sich an seinem früheren Brodherrn, wie an seinen alten Kameraden zu rächen. Unter mancherlei Streichen, die er ihnen spielte, war der am lästigsten, Essen und Trinken, vor aller Augen, plötzlich wegzustehlen. Mit Silberkugeln geladene Pistolen wurden auf den Unsichtbaren abgefeuert, und da dieses Schießen zu theuer zu stehen kam, lud man die Läufe mit den Köpfen gebrauchter Hufnägel, die wie Silberkugeln wirken. Aber Alles erfolglos. Da gab ein kluger Mann den Rath, sämmtliche Ab- und Zugänge des Klosters mit fein gesiebter Asche zu überstreuen, um die Fußspuren des bösen Gesellen zu entdecken. Als dies gleich Abends geschah, bemerkte man am andern Morgen, dass eine verdächtige Spur nach einem großen Uhrkasten hinführte. Gleich ward ein Schuss gegen diesen Kasten gethan und augenblicklich fiel der nachte Körper des todten Frevlers aus demselben. In einen alten, kupfernen Kessel der Färberei eingezwängt, begrub man heimlicher Weise den Leichnam in dem Moor, oberhalb „Devendelt“, im Wald.

Das Bildchen zu Vianden

Im Jahr 994 – die Sage gibt das Datum bestimmt an – hatten mehrere junge Ziegenhirten ungefähr eine Viertelstunde von Vianden, nächst dem Ourflüsschen, zum Zeitvertreib ein Feuer angezündet. Zur Unterhaltung desselben dürres Holz sammelnd, fand einer der Knaben auf einer alten Eiche ein hölzernes Muttergottesbild. Nachdem die Kinder dasselbe genugsam betrachtet hatten, schien es ihnen werthlos, und sie warfen es ins Feuer. Allein wie erstaunten die Kinder, als sie bemerkten, dass, anstatt zu brennen, die Madonna immer in hellerem Glanze leuchtete, während die Flammen sich ehrfurchtsvoll zurückzogen. Sobald dieser Vorfall bekannt wurde, eilte eine große Menschenmasse, sowie die Geistlichkeit, nach dem Fundorte, und nachdem die Wahrheit des Berichtes der kleinen Ziegenhirten durch Augenzeugnis festgestellt war, trug man das Wunderbild feierlich in die Pfarrkirche von Vianden. Dreimal verschwand die Statuette auf geheimnisvolle Art aus der Kirche und fand sich auf ihrem alten Platze auf der Eiche wieder. Endlich blieb das Bild im Gotteshause und war hier der Verehrung der Gläubigen ausgestellt, bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts, an der Stelle, wo es einst auf hoher Bergwand thronte, eine Kapelle das Heiligthum aufnahm. Noch immer zieht das „Bildchen“, wie das Volk die h. Jungfrau von Vianden nennt, viel andächtige Wallfahrer an, welche die Muttergottes hier besonders für Augenkrankheiten anrufen.

Die Statue des H. Johann von Nepomuk.

Mitten auf der südlichen Seite der Viandener Brücke über die Our steht die steinerne Statue des H. Johann von Nepomuk. Diesen himmlischen Fürbitter nennt das Volk „heiliger Bomezinnes“ (verderbt aus Nepomuzenes) und man erzählt, dass, so oft der Heilige hier die mitternächtliche Stunde schlagen „hört“, er sich dreimal im Kreise herumdrehe.

Die Marienquelle zu Vianden

Neben dem wunderthätigen „Bildchen“ der Muttergotteskapelle bei Vianden, fließt auch eine Quelle, der gleichfalls wirksame Eigenschaften zugetheilt sind, und die fromme Wallfahrer vor Augenübeln heilt.

Versenkte Glocken in der Our

Auch die Our birgt versenkte Glocken. Oberhalb Vianden, der Neukirche gegenüber, befindet sich jetzt eine unheimliche Tiefe, früher ein verhängnisvoller Strudel, „granziger Pfuhl“ genannt. Ferner weiß die Sage noch zu erzählen, dass hier ein Ritter mit zwei Pferden erkrank.

Der Grauenstein bei Vianden

Links der Straße von Vianden nach Hosingen wird das Ende der Gemarkung jenes Städtchens durch einen altherwürdigen Markstein, der schon als Grenzstein der früheren Grafschaft von Vianden diente, bezeichnet. Stößt man mit dem Kopfe dreimal hintereinander fest gegen diesen Stein, so hört man die Muttergottes spinnen.

Der böse Ritter

Auf der Burg von Vianden hauste ein böser, verschmitzter Ritter, der mit allen Edlen seiner Nachbarschaft in beständigen Streitigkeiten und Fehden lebte, und der vor keinem Mittel, selbst nicht vor dem Morde, zurückschreckte, um seine habgierigen oder nichtswürdigen Zwecke zu erreichen. Durch vorsichtiges und geschicktes Benehmen hatte es der Herr von Burscheid allein

verstanden, alle Pläne des Viandeners auf seine Person oder seine Güter zu vereiteln, und sich hierdurch den Hass des wilden Ritters zugezogen. Letzterer beschloss nun, da Gewaltmittel keine Aussicht auf Erfolg versprachen, seine Zuflucht zur List zu nehmen. Nur von einem Knappen begleitet, ging er nach Burscheid auf Besuch und heuchelte dort so freundschaftliche und ritterliche Gefühle, dass er dem eine solche Verschlagenheit nicht ahnenden Burscheider das Versprechen entlockte, ihm einen Gegenbesuch zu machen, was einige Zeit darauf geschah.

Ein herrliches Fest hatte der falsche Freund angeordnet, als der Herr von Burscheid bei ihm als Gast erschien. Wacker zechten die Ritter. Nicht weniger wacker die Knappen, und in dem Gespräche, welches diese untereinander führten, redeten sie von den rühmlichen Eigenschaften ihrer Gebieter. „Mein Herr“, rief begeisterter der Knappe von Burscheid, „ist der Stärkste, der Tapferste, der Edelste der ganzen Christenheit!“ – „Das mag sein“, erwiderte ein berauschter Reisinger von Vianden, „dieses alles wird eurem Herrn aber wenig mehr frommen, denn diese Nacht noch wird er sterben müssen.“ – Bald darauf verließ der Burscheider Knappe unbemerkt die stark angeheiterte Gesellschaft, sattelte die Rosse, schlich dann zu seinem Herrn und flüsterte ihm ins Ohr: „Fliehe schnell, es lauert auf euch Verrath und Mord!“ Ohne Hut, um kein Aufsehen zu erregen, eilte nun der Burscheider mit seinem treuen Gefährten zum Stall, beide schwangen sich in die Sättel und im Galopp gingen zum Thor hinaus. Der Burgherr erblickt die Flüchtlinge erst vor der Zugbrücke und rief dann dem Burscheider höhnisch zu: „Ihr vergesst ja euren Hut“. „Besser den Hut als den Kopf verloren“, antwortete dieser und war gerettet.

Vianden

Der Name Vianden soll von dem keltischen „Vien“, was soviel wie felsig bedeutet, herkommen. Felsig ist auch Vianden mit seiner Umgebung. Und auf einem dieser Felsen thront die sich in fortgeschrittener Rekonstruktion befindliche Burg, deren Ursprünge bis in die Römerzeit zurückreichen, als hier ein Castellum stand.

Auf dem Schlossberg wurden römische Münzen aus dem 4. Jahrhundert gefunden. Auch Reben pflanzten die Römer bereits in Vianden an, das später seines „Dreimännerwein“ wegen berüchtigt werden sollte, den einer nur trank, wenn ein Zweiter ihm den Wein in den Mund goß und ein Dritter ihn festhielt.

Und doch wird Vianden erstmals im Zusammenhang mit dem Wein in einer Urkunde erwähnt, als 698 Irmina der Echternacher Abtei dort einen Weinberg schenkte. Ein Graf von Vianden taucht 711 in einem Dokument auf. Der Hauptbau des Schlosses aber wird erst anfangs des 13. Jahrhunderts entstanden sein. Die Tochter des damaligen Grafen Heinrich I., Yolanda, trat den Heiratsabsichten ihrer Eltern zum Trotz in das Kloster Marienthal ein, dem sie dann vorstehen sollte. Sie wurde selig gesprochen und ist in der Viander Trinitarierkirche begraben.

Im 15. Jahrhundert kam Vianden an das Haus Oranien-Nassau, in dem es bis in die zweite Hälfte des 16. verblieb, als Philipp II. es, da die Nassauer in den Aufstand der Niederlande verwickelt waren, Peter-Ernst von Mansfeld überließ. Eine Feuersbrunst und ein Erdbeben zerstörten im 17. Jahrhundert einen Teil der Burg, die aber wieder aufgebaut wurde.

1820 wurde sie, über die Napoléon nach der Französischen Revolution verfügt hatte, dann von König-Großherzog Wilhelm I. öffentlich versteigert. Der Viandener Schöffe Wenzel Coster ersteigerte sie und schlug aus dem Material heraus, was er konnte. Sie wurde dann vom König-Großherzog zurückgekauft und blieb als Ruine im großherzoglichen Besitz, bis sie 1978 vom Staat erworben wurde.

Nicht allein die Burg, deren Geschichte hier nur kurz gestreift werden konnte, ist sehenswert in Vianden. Da ist z. B. die ehemalige Trinitarier-Klosterkirche, heute Altersheim, die im 13. Jahrhundert entstand. Die Trinitarier bestätigten sich u. a. als Sklavenbefreier in Nordafrika. Bemerkenswert der Kreuzgang mit seinen Denkmälern, der Hauptaltar und ein Renaissance-Altaraufsatz. An der Our-Brücke steht das Haus, das Victor Hugo während seines Exils bewohnte und das heute Museum ist. Ein anderes Museum ist in der Hauptstraße dem Volkskundlichen gewidmet. In der gleichen Straße erinnert ein Denkmal an Nationaldichter Dicks, der in Vianden Friedensrichter war und hier starb. Sehenswert auch Stadthaus, Apotheke, Justizkreuz und Ringmauer. Doch ganz Vianden ist wie ein der Neuzeit angepaßtes Museum.

FEYDESCH FRITZ Batty Weber - 27.Mai 1930

Man muss sich zu helfen wissen, hat schon mancher gedacht, der in einer Klemme saß.

Zum Beispiel der Feydesch Fritz.

Sie kannten ihn alle. Er war aus Vianden und blies Posaune in der Militärkapelle. Es füllte einem die Brust mit Stolz und Kampfesmut, wenn er so in der vordersten Reihe daherschritt und die Beine warf, dass die weißen Gamaschen aufleuchteten, neben dem anderen epochalen Posaunisten unserer bewaffneten Macht, Goldschmidts Jämpi. Der heroische Klang, der aus dem Vibrieren ihrer Lippen durch die Windungen der Posaunen hindurch zu apokalyptischer Größe emporwuchs, fegte vor ihnen her und zwang alles in den Rhythmus ihres Marsches.

Als damals die „Concordia“ nach Courbevoie zu einem Blasmusikwettbewerb ausrückte, war der Fritz mit dabei. Wenn es sein musste, blies er auch Piston. Denn die Viandener sind alle miteinander verwegene Pistonbläser. Ihr kennt ja die Geschichte von Picards Matthei, der in seiner Jugend einmal dem König Wilhelm zu Ehren mit seinem Piston die eine der nackten Giebelmauern der Schlossruine bis auf den Gipfel erklettert und auf dem Kopf stehend den „Wilhelmus“ geschmettert haben soll.

Damals also sollte der Fritz in Courbevoie mit seinem Piston sich in der Lorbeererte beteiligen.

Für Tags vorher stand eine Besichtigung von Paris im Programm. Man war von einem Ende zum anderen gewandert, kreuz und quer durch Paris und zuletzt bei Notre Dame gelandet. Und als der Fritz sich nach seinen Landsleuten umsah, war weit und breit kein bekanntes Gesicht mehr zu erblicken.

Was tun? Als Luxemburger vom alten Schrot und Korn, obendrein an der preußischen Grenze zuhaus, sprach der Fritz kein Wort französisch. Er wollte aber auch nicht in den Verdacht kommen, aus Pirmasens zu stammen. Und so überlegte er lange, wie er es machen sollte, um einen Landsmann aufzutreiben und sich mit seiner Hilfe nach Courbevoie ins Quartier durchzuschlagen. Denn es hieß, andern Morgen früh zum Wettbewerb antreten. Da blitzt unserm Fritz ein genialer Gedanke durchs Hirn.

„Wozu wäre dann mein Piston da?“

Es ist auf der Place St Michel. Gegen sechs Uhr abends. Starker Verkehr.

„Es müsste mit dem Teufel zugehen“, sagte der Fritz, „wenn unter so vielen Parisern nicht ein Luxemburger wäre!“

Mit gezücktem Piston tritt er an das Denkmal des Erzengels.

„Hier vollend's ich's, die Gelegenheit ist günstig“, denkt Fritz, aus reiner Intuition, ohne je „Wilhelm Tell“ gelesen zu haben.

Setzt die Trompete an die Lippen und schmettert, dass es von den Mauern der Notre Dame widerhallt: „De Feierwon, den ass bereet ...“

Einige Passanten stutzten, andere nehmen keine Notiz und gehen weiter. Immerhin stockt der Verkehr einen Augenblick. Und dann taucht zuerst ein Kellner mit weißer Schürze auf, es ist der Jang, der seit einem Menschenalter an der Place St. Michel die Durstigen trinkt und den bedrängten Landsleuten pumpt. Dann kommen zwei Schreiner gesellen aus der rue Sânt Antun, die blau machen, ein Girl am Arm eines Lebemannes sagt: „C'est un de chez nous, chéri!“

Über den Platz kommt ein Kutscher, der sein Gefährt im Stich lässt, um den Bläser von daheim zu sehen, ein Plongeur taucht aus dem Ausgang eines Restaurants ins Freie und lauscht den vertrauten Heimatklängen, von allen Seiten kommen Studenten herbei, aus Schieren; Sandweiler, Holstum, Weiler, Mamer, aus allen Gauen des Ländchens. Und als schließlich ein Polizist die Reihen der Neugierigen durchbricht und dem Fritz die Hand an den Kragen legen will, tritt der Jang mit der weißen Schürze für ihn ein und hilft alles in Wohlgefallen auflösen.

Ja, man muss sich zu helfen wissen!

Salmfang in der Our

Am 11. Dezember haben die „Veiner Spatzminn“, die Viandener Sportfischer, ihr mit Fahnenweihe verbundenes fiinfjähriges Bestehen gefeiert und eine schucke Broschüre herausgebracht, in der u. a. Lokalhistoriker Jean Milmeister Interessantes über den Salmfang in Vianden berichtet. Er hätte bestimmt noch mehr darüber berichten können, hätte ihm mehr Raum zur Verfügung gestanden. Darum sei erlaubt, Einiges zur Ergänzung seiner Arbeit beizutragen.

Im August, wenn die Our stellenweise nur mehr ein bis zwei Meter breit war (wohlverstanden: hier geht nur von den Verhältnissen die Rede, die vor dem Bau des Ourkraftwerks bestanden), wurden die Vorbereitungen zum Fang getroffen. Unterhalb der Mühlenwerke wurden Hebeböcke in den Boden gesetzt, die Fangstellen wurden von dem vor dem Wehr liegenden Flußsand gereinigt, das Wehr wurde ausgebessert und die Behälter zur Aufnahme der gefangenen Salme wurden in Ordnung gebracht. Ende Oktober schwoll dann gewöhnlich die Our durch Regen an, und der Salmfang begann. Tag und Nacht wurde gefischt, bis zu dreißig Mal in der Stunde wurden die Hebenetze ins Wasser gelassen und wieder herausgenommen.

Je nach dem Wetter dauerte der Fang ein paar Tage oder ein paar Wochen. Ende November pflegte das Wasser dann wieder zurück zu gehen, und die übrig gebliebenen Salme laichten an seichten Stellen, Die Laichstellen wurden „Kaulen“ genannt. Befand sich der Salm auf der „Kaul“, dann wurde das Wurfnetz, „Geel“, geworfen und das Weibchen gefangen. Das Männchen suchte nach ihm und wurde ebenfalls mit dem Wurfnetz gefischt. Die laichreifen Fische wurden vom Fischmeister der Ettelbrücker Fischzuchtanstalt abgelaiht, und dann wurden die Fischer entlohnt. Die Hebenetze waren die gebräuchlichsten. Ein Viandener berichtet: „Zwei Pfähle von drei bis vier Meter Länge werden in den Boden gesetzt und mit Querhölzern miteinander verbunden. Am untern Ende sind die Pfähle 1,50 Meter voneinander entfernt, am oberen 50 Zentimeter. In das obere Querholz wird in der Mitte ein Loch von 7 Zentimeter Weite gemacht und in dieses ein rundes Stück Holz gesteckt, auf welches der Hebebaum zu liegen kommt, der dann festgemacht wird. An das dünne Ende des Baumes wird das Netz angehängt, das andere Ende wird mit Eisen beschwert, um das Ein- und Ausheben des Netzes zu erleichtern. Die Netze waren früher aus Seil. Sie mußten eine Maschenweite von 45 Millimeter haben. Seit dem Ersten Weltkrieg wurde viereckiger Maschendraht von 4 bis 5 Zentimeter Maschenweite verwendet.“ Ein Müller aus Roth hatte sich eine besondere Vorrichtung mit Wasserrad und Körben ersonnen. Das nächtliche Stechen der Salme vom mit Fackeln und Karbidlampen versehenen Nachen aus wurde durch einen Staatsvertrag mit Preussen verboten. Jetzt aber ist es mit dem Salmfang in der Our ganz vorbei, und die Rekordzahlen von 576 und 514 Salmen, bis zu 444 Kilogramm Laichgewicht, in den Jahren 1910 und 1914 muten wie Märchen an. Evy FRIEDRICH

Jaudes, Jaudes, Spackeldoâr Iwermoâr ass Ouschterdag.

Das Städtchen Vianden ist ein Hort alten Brauehtums. Von der Burg Vianden her, auf der ein reiches und festefeierndes Grafengeschlecht saß, wie auch von dem Trinitarierkloster aus empfing der abseitige Ort mancherlei Kulturgut, das die Viandener als ein Wahrzeichen der Vergangenheit treu bewahren.

Am Karfreitag finden sich in den späten Vormittagsstunden die Schulknaben zusammen; ein Spackeldar (Wildrosendorn), mit papiernem Zierrat behangen, wird ihnen voraus getragen. Jeder Teilnehmer am Umzug schleppt farbenreiche Plakate, Bandschleifen, Tannenreisig oder sonstige brennbare, dabei in die Augen fallende Stoffe mit sich. Der Dornstrauch ist Sinnbild des Rosendornes, an dem sich Judas erhängt haben soll. Nach dem Umzug wird ein Feuer angezündet und der Jaudesbaum nebst den anderen Insignien verbrannt oder in die Our geworfen. Nicht nur „Spackeldar“ wird durch die Ortschaft getragen, sondern die Jugend tut sich gassenweise zusammen und verbindet, wie unser Bild zeigt, (siehe Fotos S-V) das Jaudesjagen mit dem Klibbern; ein Teil der Rotte hat sich gänzlich auf diesen Ersatzläutedienst eingestellt. Hier haben wir mit einer Variante des Winteraustreibens zu tun. Der Jaudes ist dem Winter gleichzusetzen, dessen Herrschaft zu Ende ist, und der unter jauchzendem Spott vernichtet wird. Das Winteraustreiben findet sich in mancherlei Formen in unsern Nachbarländern vor. Doch geriet der Name Judas im Verfolg der Verkirchlichung des aitheidnischen Winteraustreibens in die kindliche Belustigung hinein. Man denkt an ein Mysterienspiel zu Ostern, wobei Judas dem Verräter übel mitgespielt wurde. Das Mysterienspiel verging; es blieb die Schlußszene, in der dem Judas der Garaus gemacht wird. So reihen sich im Laufe der Jahrhunderte heidnische und christliche Bräuche aneinander.

* * * *

Ein Beispiel aus der Eifel

Das Osterfest wird nicht nur mit religiösen, sondern auch mit vorchristlichen Bräuchen gefeiert. Einer dieser Bräuche ist das Osterfeuer. Früher wurde bei diesem Feuer eine als Judas bezeichnete Strohuppe verbrannt - und eine Person im Ort wurde symbolisch zum Judas, die fortan Hohn und Spott ausgesetzt war.

Daun. Ostern, das Fest der Auferstehung Christi, ist das älteste Fest der Christenheit. Anfangs wurde es nicht an einem bestimmten Tag gefeiert. Erst nach dem Konzil zu Nicäa (325 nach Christus) wurde der Termin einheitlich auf den Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond gelegt. Neuerdings sind weltweite Bestrebungen erkennbar, Ostern, genau wie Weihnachten, auf einen festgelegten Termin zu legen. Die Vereinten Nationen (UNO) empfehlen dafür den 8. April. Viele erklären den Namen als abgeleitet von einer germanischen Frühlingsgöttin Ostara. Doch diese Göttin scheint in der Romantik erfunden worden zu sein. Zumindest ist sie bis heute nicht nachgewiesen. Wahrscheinlicher dürfte die Ableitung des Namens von dem angelsächsischen Begriff "eastron" und dem Althochdeutschen "ôstarun" sein. Beides bedeutet "die Morgenröte".

Sonnenkult wird Osterbrauch

Viele nichtchristlichen Religionen verehren die Sonne und feiern Frühlingsfeste oder Sonnenkulte. Auch hiesige Bräuche des Osterfeuers oder des brennenden Osterrades sind noch auf vorchristlichen Kult zurückzuführen. Sonne ist lebensspendend und bringt Fruchtbarkeit hervor. Symbole dieser Fruchtbarkeit sind noch als Osterbräuche im Osterei oder Osterhasen zu erkennen. Im christlichen Glauben ist der auferstandene Jesus die lebensspendende Kraft, das Licht, das Segen und Fülle bringt. Ihm zu Ehren werden Feuer und Kerzen geweiht. "Lumen Christi" (Christus, das Licht) preisen die Gläubigen ihn in den Ostermetten. Geweihte Osterkerzen werden mit nach Hause genommen. Aber auch das gesegnete Osterwasser wird von Gläubigen im Anschluss an die Auferstehungsmesse in Flaschen und Krügen mit in die Wohnungen genommen.

Dereinst wurden sie in ein "Weihwasserkesselchen" an der Wand gefüllt und sich damit gesegnet. Ein frommer Brauch, der wahrscheinlich ausgestorben ist, genau wie folgender: Hatte eine Kuh gekalbt, gaben Bauern ihr von diesem geweihten Osterwasser zusammen mit Salz in "die iescht Sauf" zu trinken.

Ebenfalls (nach dem Ersten Weltkrieg) verschwunden sind die merkwürdigen Bräuche der "Judasjagd" und des "Judaslärmens". Judas war einer von den zwölf Aposteln Jesu und der, der seinen Herrn verriet und ihn so dem Kreuzestod auslieferte. Seit jener Zeit gilt er als ein verabscheuungswürdiges Wesen und als Symbol des heimtückischen Verräters (Judaskuss).

Um diese tragische Gestalt entwickelten sich in der Eifel ab dem 16. Jahrhundert Bräuche. Vor dem ersten Gottesdienst am Ostermorgen veranstalteten Gläubige lauten Lärm im Kirchenraum. Gepolter und Fußgetrappel sollten sowohl den Tumult darstellen, der bei der Gefangenschaft Jesu als auch beim Erdbeben an Jesu Tod entstand. Es war aber auch Hinweis auf die Empörung des Volkes über den Verrat des Judas.

Prozession um die Kirche

In Pfarreien zog an Ostermorgen der Priester mit den Gläubigen in einer Prozession dreimal singend um die Kirche ("Christus ist erstanden"). Bei jedem Umgang klopfte er mit einem Kreuz an die Eingangstür und sang jedes Mal in höherer Tonlage auf Latein aus Psalm 23 den Vers: "Ihr Törichteren erhebet eure Häupter, dass der König der Herrlichkeit eintreten kann." Nach dem dritten Male wurden die Eingangstüren geöffnet. Alle betraten den noch dunklen Kirchenraum. Der Letzte wurde der "Jaudes" (= Judas) genannt und ausgelacht.

In anderen Dörfern stand man an Ostermorgen besonders früh auf, um beim Läuten der Glocken zur Frühmesse schnellstens zur Kirche zu eilen.

Der Letzte wird verspottet

Derjenige, der als Letzter den Kirchenraum betrat, wurde mit Gelächter und Gespött begrüßt. Er war nun für ein Jahr lang der "Jaudes", bis nächste Ostern ein anderer "Jaudes jejaacht" wurde.

Noch 1955 schreibt der Große Brockhaus: "Judasverbrennen, ein am Funkensonntag oder beim Osterfeuer geübter Brauch, bei dem

eine als Judas bezeichnete Strohpuppe verbrannt wird." Für diesen makabren Brauch des Judasverbrennens dürfte ein uraltes Kirchenlied einige Aufklärung bringen.

In ihm heißt es: "Judas muss leiden höllische Pein, Luzifers Geselle muss er sein!" Damit stand für die Volksmeinung fest, dass jener Verräter - in Gestalt einer Strohpuppe - im höllischen Feuer brennen müsse.

Revue 7-1955

Neues Our-Kraftwerk Projekt: VIANDEN

... Was das Kraftwerk bei Vianden betrifft, so ist die dort projektierte Lage als dermaßen günstig zu betrachten, dass man keine bessere im ganzen Lande finden kann. Ganz abgesehen davon, dass das Tal der Our die Grenze mit Deutschland bildet, liegt es mit seinen benachbarten Höhen als geographische Lage im Kernpunkt, großer westeuropäischer Industriegebiete, womit es sich in jeder Hinsicht zur Anlage eines Pumpspeicherwerkes besonders eignet.

In wieweit nun nach grünlicher Überlegung und angemessenem Studium gerade das Gebiet bei Vianden-Bivels als das idealste Gebiet für das Kraftwerk bezeichnet wurde, ist eine lange Geschichte, die uns von Herrn Victor Abens, Deputierter und Bürgermeister in Vianden, mit allem Für und Wider in allen Einzelheiten berichtet wurde.

Als seinerzeit die Ausmessungen für das Ourtal-Projekt bei Stolzenburg - Wahlhausen vorgenommen wurden, hatte man die R.W.E. (Rheinisch - Westfälische Elektrizitätsgesellschaft) beauftragt, die geographischen Vermessungen auszuarbeiten. Damals wurde das ganze Ourtal gründlichst untersucht, und es stellte sich heraus, dass sowohl die Gesteungskosten als auch die wirtschaftliche Rentabilität weit günstiger lägen beim Bau des Kraftwerkes Vianden-Bivels-Nikolausberg, als bei irgendeinem anderen Projekt. So wurden dann auch alle technischen Daten von der Société Electrique de l'Our bis in die kleinsten Details bestens durchstudiert, und dann nahm die technische Kommission der Gesellschaft dieses Projekt als definitiv an.

Daraufhin wurde eine Maquette angefertigt, die wir hier veröffentlichen, und die einen präzisen, sachlichen Überblick über die geographische Lage der Our um Vianden vermittelt, nebst den erforderlichen Arbeiten sowie erhöhtem Wasserstand der Our. Danach soll etwa 300 Meter nördlich von Vianden, am Ort genannt „Lohmühle“, eine 25 Meter hohe Sperrmauer die Wasser der Our auf rund 8 km Länge aufstauen. Durch dieses Steigen des Wasserniveaus würde eine beachtliche Verbreiterung des Flussbettes eintreten, das dann stellenweise zwischen 100 und 200 m betragen würde. Außerdem ist auf dem etwas 300 m höher gelegenen Mont St. Nicolas ein riesiges Wasserreservoir vorgesehen, das einen Umwallungsdamm von 2.3 km Länge aufweist, mit einer mittleren Dammhöhe von 15 m. Eine unterirdische Verbindung zwischen dem gestauten Flussbett (Unterbecken) und dem Reservoir (Oberbecken) soll in Form von Verteilrohrleitungen, sowie verschiedenen Abzweigungen durch den Berg getrieben werden. Ein riesiges, unterirdisches Krafthaus mit vier horizontal angeordneten Maschinensätzen soll den eigentlichen elektrischen Strom herstellen; darin sind enthalten u. a. Turbine, Motorgenerator, Anwurf Turbine mit Zahnradkupplung und Pumpe. Des Weiteren stellt ein kurzer Druckstollen die Verbindung zwischen Krafthaus und Unterbecken her. Dazu kommen noch große Transformatoren, in denen der erzeugte Strom auf eine höhere Spannung transformiert wird, und die in einer besonderen Kaverne untergebracht sind. ...

... Im Vollausbau ... wird das Pumpspeicherwerk Nikolausberg eine installierte Leistung von 640000 kWh erreichen. Sehr interessant an diesem Projekt ist die Tatsache, dass sämtliche Einrichtungen für das Kraftwerk auf Gelände errichtet werden, das der Gemeinde von Vianden direkt gehört. Sollte das Projekt verwirklicht werden, dann wird ebenfalls ein beträchtlicher Teil der Ourtalstrasse zwischen Vianden und Stolzenburg von den gestauten Wassern überflutet werden. Eine entsprechende Straße müsste dann um so viel höher entlang den Felsenhängen angelegt werden. Dies betrifft vor allem den Teil der Straße bis Bivels, und etwas weiter zurück, auch nach Stolzenburg hin. Selbstverständlich würde die neuanzulegende Straße dem heutigen, modernen Verkehr angepasst werden, was im allgemeinen Interesse eines reibungslosen Ablaufs dieser Hauptverkehrsstrasse sehr zu begrüßen wäre. Dort wo das Wasser sich entsprechend erhöhen würde, müssten einige Wiesen und Ländereien angekauft werden. Dies betrifft auch die „Lohmühle“ hinter Vianden, sowie einige wenige Häuser in Bivels, die auch unter das Niveau des Wassers, zu liegen kämen.

Doch sind diese wenigen Nachteile so außergewöhnlich gering im Verhältnis zu den anderen früheren Projekten (beim 1. Projekt sollte beinahe ganz Stolzenburg verschwinden), dass man sich wirklich keine günstigere Lösung in dieser Hinsicht denken kann. Nehmen wir also an, alle Schwierigkeiten seien beseitigt, die Sperrmauer sei erbaut, und nachdem allen anderen technischen Faktoren Rechnung getragen sei, würde sich dann als erstes der Wasserspiegel langsam heben und man könnte in einem gegebenen Moment mit der Stromproduktion beginnen. Der eigentliche Vorgang wäre dann folgender: Aus dem unteren Staubecken wird mittels der Maschinen im unterirdischen Krafthaus Wasser nach dem 300 m höher gelegenen Oberbecken gepumpt. Der Strom den man für diese Arbeit benötigt, wird zu geringem Preise großen ausländischen Gesellschaften abgekauft, wenn des Nachts oder an Sonn- und Feiertagen ein Überangebot an Strom vorhanden ist. Dagegen kann dann aber tagsüber, wenn in allen wirtschaftlichen Betrieben und in den Industrien große Mengen von Strom für eigene Zwecke benötigt werden, im Pumpspeicherwerk des Ourtals neuer Strom erzeugt werden, indem man die im Oberbecken gesammelten Wassermengen über die Turbinen zu Tal laufen lässt, sehr vorteilhaft verkaufen kann. Bei diesem Vorgang geht natürlich ein Drittel der Energiemengen verloren, aber der Vorteil, der darin besteht, dass man je nach Bedarf eine bestimmte Stromerzeugung vornehmen kann für die es mehr als genug Abnehmer gibt ist so groß, dass damit die wirtschaftliche Rentabilität des Kraftwerkes gesichert ist. Dies hängt natürlich ebenfalls von den Verträgen ab, die momentan ausgearbeitet werden, und wonach sich sowohl deutsche als auch französische Gesellschaften als Dauerkunden verbürgen werden!

Was überhaupt die wirtschaftliche Seite betrifft, so ist deren Bedeutung ohne weiteres klar, wenn man berücksichtigt, dass außer Luxemburg noch Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland und auch die Schweiz am Projekt beteiligt sein wird. Obschon das Kraftwerk Vianden-Bivels im Verhältnis zu anderen Werken im Ausland als nicht sehr groß bezeichnet werden kann, wird seine internationale rationelle Ausnutzung ihm doch eine weit höhere Bedeutung geben. Für Luxemburg selber wäre die Realisation des

Projektes von einem ungeheuren Vorteil, da allein schon die vorgesehene Bauzeit von 3 Jahren sowie alle anderen anfallenden Arbeiten einer Belegschaft von insgesamt 1600 Arbeitern und Spezialisten einen verlockenden Verdienst garantieren. In touristischer Hinsicht wäre eben während dieser Bauzeit mit einem großen Zustrom von Fremden zu rechnen. Des Weiteren ist die Ausnutzung des Unterbeckens für den Wassersport vorgesehen, wo sich dann alle Arten von Ruderbooten, Kanoes, Paddelbooten und Segelbooten herumtummeln werden. Man stelle sich vor, wie sehr sich dann die Ourtallandschaft zu ihrem Vorteil verändern würde, denn die höher gelegene Straße sowie Aussichtspunkte gäben weit schönere Blicke frei, als dies jetzt in den engen kurvenreichen Straßen der Talsohle der Fall ist. Somit wäre unser Land um eine touristische Attraktion reicher. Denn genau wie heute jeder ausländische Tourist zum mindesten einmal die Luxemburger Schweiz besichtigen will, so würde dann auch jeder Fremde sich die Ourtalsperre ansehen. Damit wäre ein sehr starker Auftrieb für den Tourismus in der Viandener Gegend zu verzeichnen, wie dies ohne die Verwirklichung des Projektes niemals erwartet werden kann. Schon allein die Unterbringung der 1600 Arbeiter und Fachkräfte während den 3 Jahren würde eine immense Belebung des Handels mit sich bringen. Schon einmal hatte Vianden eine gute Zeit erlebt, und zwar, als das Sanatorium erbaut wurde, aber das wäre nur ein Kinderspiel gegenüber der zu erwartenden Blütezeit, die sich aus dem Bau der Talsperre ergeben würde. «Diese Auffassung wird fast von jedem Einwohner von Vianden und Bivels vertreten, und alle bedauern, dass man nicht schon längst mit dem Projekt begonnen hat, damit endlich für sie eine neue Zeit anbreche. **Tem.**

Tageblatt 17. Juli 1913

Vianden. 16. Juli 1913 Der hiesige Maurer Math. Hollweg war vorgestern mit verschiedenen Arbeitern auf der Gaymühle beschäftigt, die vordere Seite der Mühle Trapp, welche baufällig war, abzutragen und setzte diesetwegen das Dach der Mühle auf Stützpfiler. Gegen 6 Uhr entstand ein heftiger Wind und fegte das Dach mit fort, wobei Hollweg von einem 9 Meter langen und 30 Ctm. dicken Balken auf den Kopf getroffen wurde, daß er einen Schädelbruch erlitt und am selben Nachmittag gegen 8 Uhr verschied.

Marienkalendar 1988

... am 14. Juni 1938 stellten die Viandener plötzlich fest, dass die Straße nach Roth hinter der Grenze durch eine Bretterwand und Stacheldraht abgesperrt war. Ein Schild verkündete: „Achtung! Straße wegen Bergrutschs gesperrt. Umleitung über die Betteler Brücke. Der Landrat als Polizeibehörde.“

Da am Vortage niemand einen Bergrutsch beobachtet hatte, hinter der Bretterwand jedoch bei Tag und Nacht mit Picke und Schaufel gearbeitet wurde und andauernd Sprengungen ertönten, fragten sich die Viandener, wie viele andere Grenzbewohner an Our, Sauer und Mosel, was sich denn hinter der deutschen Grenze tue.

Doch nicht nur die Luxemburger Grenzbewohner, sondern auch die alliierten Geheimdienste interessieren sich für das, was sich an der deutschen Westgrenze tat, denn Hitler hatte am 28. Mai 1938 den sofortigen Bau von Befestigungen an der Westgrenze empfohlen.

Das französische „Deuxième Bureau“ setzte einen Pariser Porträt-Fotografen mit einer alten hölzernen Kamera in ein Flugzeug und ließ ihn den Rhein auf- und abfliegen, um das deutsche Ufer zu fotografieren.

Das britische „Secret Service“ schickte den ungarischen Filmmagnaten Alexander Korda an den Ort des Geschehens und versuchte Informationen durch deutsche Juden zu erhalten.

So begannen die ersten Hinweise durchzusickern, noch bevor Göring, der Reichsminister der Luftfahrt, am 8. September 1938 durch Verordnung die meisten Gebiete an der Westgrenze von Aachen bis Mühlhausen bis auf weiteres für alle Flugzeuge sperrte: Hitler war dabei an der Westgrenze eine Befestigungslinie zu bauen, die ein Gegenstück zur französischen „Maginot-Linie“ werden sollte. Der „Westwall“ sollte ein Befestigungsgürtel an der deutschen Westgrenze werden, der auf 630 Kilometer weit von Aachen bis zur Schweizer Grenze reichen würde. ...

Luxemburger Wort 10. April 1945

Vianden, 10. April 1945.- Am Freitag nachmittag begaben sich 3 hiesige Burschen zur Besorgung von Aufträgen zum Scheuerhof beim Sanatorium. Beim Überqueren eines Weges in der obern „Kalchesbach“ sahen sie einige Minen, an denen sich einer von ihnen zu schaffen machte. Plötzlich explodierte eine der Minen und verletzte die 3 Jungen. Der 16jährige Vinandy Arthur starb bereits unterwegs an den erlittenen Verletzungen, während der 16jährige Schaul Joseph und der 12jährige Theis Johann, Sohn des erst am selben Tag aus einem preußischen K. Z. Lager zurückgekehrten Theis Nik. in eine hauptstädtische Klinik verbracht werden mußten. Vianden II. Weltkrieg